berlin-brandenburgische
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Bernhard Jussen

Wer falsch spricht, denkt falsch : warum Antike, Mittelalter und Neuzeit in die Wissenschaftsgeschichte gehören

In: Spekulative Theorien, Kontroversen, Paradigmenwechsel : Streitgespräch in der Wissenschaftlichen Sitzung der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 25. November 2016. – Berlin: 2017, S. 38-52
(Debatte ; 17)

Persistent Identifier: urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-26786

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence zur Verfügung gestellt.

Bernhard Jussen

Wer falsch spricht, denkt falsch

Warum Antike, Mittelalter und Neuzeit in die Wissenschaftsgeschichte gehören

Das Paradigma, über das ich spreche, steht im Titel: Es geht um unsere fest institutionalisierte universalhistorische Langzeitbehauptung „Antike – Mittelalter – Neuzeit".[1] Zeitlichkeit wird – unausweichlich – in Makromodellen gefasst. Das im Moment institutionalisierte, geradezu zementierte Makromodell ist ein Produkt der sogenannten Aufklärung. Die Denkfigur „Antike – Mittelalter – Neuzeit" ist der klassische Fall eines Paradigmas. Dieses geschichtswissenschaftliche Paradigma steuert bis heute die Anordnung des Materials in Makrodarstellungen, also die Entscheidung darüber, in welchem Großkapitel welches Thema landet. Zugleich steuert es, welche Inhalte überhaupt auftauchen. Viele heute besonders wichtige und durchaus gut erforschte Wissensfelder schaffen es nicht in die Handbücher, weil sie in den Makromodellen keinen Platz finden.

Vor 250 Jahren ließen sich politisch wichtige Probleme (Emanzipation von der Kirche, der Monarchie usw.) mit dem latein-europäischen Makromodell „Antike – Mittelalter – Neuzeit" in den Griff bekommen; es war hilfreich, mit dem Alteritätskonzept „Mittelalter" einen bestimmten Teil der eigenen Vorgeschichte loszuwerden. Heute hat dieser latein-europäische Tunnelblick zwar längst keine intellektuellen Verteidiger mehr (nur noch stellenstrategische), aber als fest institutionalisierte Langzeitbehauptung ist das Modell „Antike – Mittelalter – Neuzeit" und seine Stereotype bis heute sehr mächtig. Die Behauptungen dieses Makromodells sitzen in allen historischen Narrativen, bestimmen die Ordnung des Materials, immunisieren den Aufbau der Handbücher und Makrodarstellungen gegen wichtige und breit diskutierte neue Inhalte und Perspektiven.

---

[1] Der Text bietet eine zugespitzte Kurzversion von: Jussen, Bernhard: Richtig denken im falschen Rahmen? Warum das „Mittelalter" nicht in den Lehrplan gehört. In: GWU Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 67 (2016), S. 558–576; zum gleichen Problemfeld: Jussen, Bernhard: „Abendland" – „Lateineuropa" – „Provincializing Europe". Bemerkungen zum poströmischen Europa zwischen alten und neuen Deutungsmustern. In: Pluralistische Identität. Beobachtungen zu Herkunft und Zukunft Europas, ed. Dirk Ansorge, Darmstadt: WBG, 2016, S. 24–34.

Warum ändert sich das makrohistorische Deutungsmodell nicht mit dem Erklärungsbedarf? Warum bekommt ein Makromodell aus der Zeit des *Ancien Regime* nicht ein ordentliches Begräbnis in der Wissenschaftsgeschichte? Warum orientieren wir die historischen Makroentwürfe nicht am Erklärungsbedarf unserer eigenen Zeit, etwa an der dramatischen Vermehrung der Zivilisationen, deren Verständnis für den aktuellen historischen Erklärungsbedarf relevant ist (wie entstehen denn so grundverschiedene normative Ordnungen, wie sie aktuell z. B. in Berlin-Neukölln aufeinanderprallen?), an den veränderten Konzeptionen von Weltgeschichte (Leitstichworte „Provincializing Europe", „Multiple Modernities" usw.), an der Einsicht, dass sich „Säkularisierung" als Leitinterpretament von „Neuzeit" nicht durchhalten lässt (Stichwort „postsäkulares Zeitalter")?

Seit dem Ende des Kalten Krieges hat die Kritik an dem universalhistorischen Makromodell eine entscheidend neue Qualität, weil die Postkolonialismus- und Postsäkularismus-Debatten Diskurshoheit gewinnen. Die drei universalhistorischen Epochen sind in der internationalen Diskussion zum Zeichen des imperialen europäischen Gestus geworden, zu Kategorien, mit deren Hilfe „Europa im historischen Wissen als stillschweigender Maßstab fungiert" für Geschichte im Ganzen (Dipesh Chakrabarty).[2] Diese neuen, außereuropäischen Stimmen ändern die Diskussion grundsätzlich, insbesondere wegen der folgenden drei neuen Bedingungen:

(1) In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich die intellektuelle Welt noch um Paris gedreht (Bourdieu, Foucault usw.). Inzwischen ist das Produktivitätszentrum des intellektuellen Diskurses in die Diskussionslandschaft der US-Universitäten gewandert, die weit heterogener zusammengesetzt sind und ein weit größeres Perspektivenspektrum versammeln. Die Stichwortgeber der großen internationalen Debatten kommen kaum noch aus dem Inneren des bisherigen Deutungsrahmens, aus Deutschland oder Frankreich. Sie kommen aus den *Postcolonial* oder *Subaltern Studies* und sitzen auf den weltweit attraktivsten Professuren in Columbia, Harvard oder Chicago.

(2) Die Kulturwissenschaften können mit Attacken auf das universalhistorische Makromodell nicht so umgehen wie mit den diversen *turns* der letzten Jahrzehnte. Die *turns* (*linguistic*, *spatial*, *pictorial* usw.) waren politisch umkämpft,

---

[2] Chakrabarty, Dipesh: Europa provinzialisieren. Postkolonialität und die Kritik der Geschichte. In: Conrad, Sebastian & Shalini Randeria (Hgg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt/Main [u. a.]: Campus-Verl., 2002, S. 283–312, Zitat S. 283.

aber sie zielten nicht auf die makrohistorische Wissensorganisation. Genau darauf aber zielt die Forderung, Europa im historischen Denken fundamental umzuformen – vom „stillschweigenden" Maßstab der Weltgeschichte (in der Epochentrias) zur Idee von Europa als eine von vielen Weltprovinzen. Diese Attacke ist eine ganz andere Herausforderung als die bisherigen *turns*. Und: Sie ist so offensichtlich plausibel, dass es kein Entrinnen gibt.
(3) Wer diesen unvermeidlichen Schritt tut, gerät in eine Werte-Herausforderung, eine Herausforderung besonders für die Verteidigung der Universalität der Menschenrechte, der Stellung der Frau, des Pluralismus – kurz: von Errungenschaften, die die meisten von uns trotz *Provincialising Europe* als Universalien verteidigen wollen.
Drei Beispiele mögen für eine Skizze des Problems ausreichen.

Beispiel 1: Die Stadtkommune ist unsichtbar

Wenn es darum geht, die historischen Bedingungen der westlichen pluralistischen Zivilgesellschaften zu erklären (also: Herausbildung der Gleichheitsvorstellungen, der Stellung der Frau, der universalen Menschenrechte, von Toleranz, Pluralismus), dann dürfte es sich – trotz aller Differenzierungen durch die Stadtgeschichtsforschung der letzten Jahrzehnte – immer noch verstehen, dass die Anfänge der Republik besondere Aufmerksamkeit verdienen.[3] Das politische Format der (Stadt-)Republik hat im 11. und 12. Jahrhundert Gestalt angenommen – also, und daraus erwächst das Problem, nach dem herrschenden Makromodell mitten im „Mittelalter".
Die Jahrhunderte des „Mittelalters" sind aber diejenigen, in denen sich geschichtswissenschaftliche Handbücher und Synthesen in ihren politikgeschichtlichen Abschnitten mit völlig anderen Aspekten der politischen Geschichte befassen: mit der Entwicklung der Königsmacht in Auseinandersetzung mit Adligen und Päpsten. Politikgeschichte im Konzept „Mittelalter" ist spätestens im Handbuch immer Königsherrschaft. Anders gesagt: Obgleich die Stadtgeschichtsforschung eine sehr gut entwickelte Spezialforschung ist (und in manchen Nachbardisziplinen wie der Rechtsgeschichte auch prominenter Handbuchstoff), kommt die Stadtkommune in den *politik*geschichtlichen Teilen

[3] Die folgenden Zitate stammen aus der sehr instruktiven Darstellung und Beurteilung der stadtgeschichtlichen Forschung (insbesondere der italienischen Stadtkommunen) seit der Nachkriegszeit von Keller, Hagen: Die Erforschung der italienischen Stadtkommunen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Frühmittelalterliche Studien 48 (2014), S. 1–38.

historischer Synthesen nicht vor. Nur in den *sozial*geschichtlichen Kapiteln findet man sie, und zwar weit abgeschichtet hinter sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Themen.
Dabei ist sich die Stadtgeschichtsforschung nach wie vor einig: „Die Kommunebewegung verwandelte die bisherige Gesellschaftsordnung in einer geradezu revolutionären Weise." (so Keller in seinem Forschungsrückblick von 2014). Die Quintessenz der letzten Jahrzehnte Stadtgeschichtsforschung bleibt weiterhin, dass die frühe Stadtgeschichte zentral ist für das politische Verständnis des lateinischen Westens: „Das Neue sind die Vorstellungen von der städtischen Gemeinschaft sowie ihre Verankerung in der Verfassung der Kommunen, eine durch Wahl delegierte, zeitlich begrenzte und gesetzlich definierte Amtsgewalt der jeweils Regierenden über alle Bürger, eine ungewöhnlich breite Beteiligung der Bürgerschaft an Beratungen, Entscheidungen und Verwaltungsaufgaben, die durch kurzfristige Rotation in allen Ämtern und Funktionen garantiert wird; der Zwang zur Legitimierung politischer Entscheidungen und die institutionalisierte Kontrolle von Amtshandeln" (Hagen Keller).
Es bleibt also dabei, dass die Geschichte der Stadt *seit dem 11. Jahrhundert* einen fundamentalen *politik*geschichtlichen Moment zum Verständnis des modernen lateinischen Westens markiert, einen Moment, der „der Moderne konstitutive Leitbilder vermittelt" (Keller). Warum also kommt dieser „revolutionäre" und „konstitutive" Moment im *politik*geschichtlichen Teil der Makronarrative nicht vor?
Man muss auf das Makromodell, das Paradigma, verweisen. Für das, was die Formierung der pluralistischen Zivilgesellschaft ausmacht, ist die sogenannte „Neuzeit" zuständig, nicht das „Mittelalter", das gerade über Alterität definiert ist. Die Geschichte des Republikanismus wird in der „Neuzeit" erzählt.

Beispiel 2: „Christozentrische" Könige?

Signifikant für die stabile Bedeutung des „Mittelalters" ist auch die standardisierte Art, in der es in Bildern kondensiert wird. Als visuelle Abbreviatur von „Mittelalter" funktioniert insbesondere ein Bildtypus. Es handelt sich um Bilder, die ein sogenanntes „christozentrisches"[4] Königtum inszenieren: Bilder eines Herrschers, der von Christus gekrönt wird, auf Christus deutet oder gar

[4] Mit einer Formel von Kantorowicz, Ernst Hartwig: The King's Two Bodies: A Study in Mediaeval Political Theology. Princeton 1957.

Abb. 1: Ein „christozentrischer" König als Massenillustration der „Mittelalter"-Forschung: Kaiser Otto III. sitzt in der Mandorla an der Stelle, die üblicherweise Christus einnimmt (Liuthar-Evangeliar Ottos III., fol. 15^{v}-16^{r}, um 1000, Aachen, Domschatzkammer, Inv.nr. 25); Quelle: Die Ottonen. Kunst - Architektur – Geschichte, hg. von Klaus Gereon Beuckers, Johannes Cramer und Michael Imhof, Petersberg 2002, S. 99.

an Christi Stelle in der Mandorla sitzt (Abb. 1). Diese Bilder sind zweifellos ideal, um die Alterität der 1.000 Jahre vor der Reformation (oder: „dem Staat") auszudrücken: monarchisch, transzendent legitimiert, theologisch konzipiert, kirchlich dominiert.

Doch ohne die Formatierung des Denkens durch das Paradigma „Mittelalter" würde die Suche nach einer visuellen Abbreviatur jener Zeit vermutlich das genaue Gegenteil des „christozentrischen" Königtums herausarbeiten: dass diese, aus heutiger Sicht exzentrische, religiöse Visualisierung des Herrschers zwischen 500 und 1500 alles andere als typisch war. Es reicht ein Blick nach Konstantinopel, um zu erkennen, wie *wenig* christozentrisch und religiös gebunden die politische Bildsprache im lateinischen Europa war: Die Kaiser in Konstantinopel haben Christus geradezu zum Herrschaftszeichen gemacht, besonders auf Münzen und Siegeln, und zwar vom 7. bis zum 15. Jahrhundert. Und die griechische Kirche hielt nach dem Bilderstreit daran fest, dass Bilder heilsrelevant sind. Im lateinischen Europa hingegen wurden christozentrische

Herrscherdarstellungen nur für einen sehr kurzen Zeitraum produziert – rund 150 Jahre lang – und nur in einer einzigen Materialsorte: im Liturgiebuch. Keine Münze, kein Siegel, keine Kriegsstandarte arbeitete mit dem Christusbild. Auch die Theologen haben früh – schon im 8. Jahrhundert – entschieden, dass der Umgang mit religiösen Bildern nicht relevant für das Seelenheil ist.
Kurz: Mit dem Wissen um aktuelle politische Spannungen zum Beispiel um Mohammed-Karikaturen oder überhaupt um bildliche Darstellungen heiliger Figuren ist an der Geschichte jener lateinischen Jahrhunderte das glatte Gegenteil der bisherigen Botschaft augenfällig: dass die lateinischen Herrscher und ihre intellektuelle Umgebung es für *politisch wenig relevant* hielten, wie Christus aussah. Sie haben es den Künstlern überlassen. Im griechischen Osten des alten Imperiums dagegen war das Bild Christi – als Herrschaftszeichen und als ein für das Seelenheil relevantes Bild – in einem einmal gefundenen Formular gefangen. Im Kulturvergleich zeigt sich also leicht, dass die lateinische politische Kultur weniger in „christozentrischen" Bildern zu kondensieren ist als eher in Bildern mit Herrschern ohne Transzendenzbezug, etwa der Abschrift (10. Jahrhundert) einer Rechtssammlung des Lupus von Ferrières aus dem 9. Jahrhundert (Abb. 2). Solche Darstellungen sind Fachleuten natürlich bekannt, werden aber nicht als exemplarisch benutzt, da sie für das Makromodell „Mittelalter" kontraproduktiv sind.

Beispiel 3: Verwandtschaftssysteme

Seit den 1980er Jahren hat eine breite internationale, anthropologisch kulturvergleichende Diskussion die traditionelle, eurozentrische Verwandtschaftsforschung vollständig revidiert, indem die Geschichte des lateinischen Verwandtschaftssystems global verglichen worden ist.[5] Das Ergebnis ist nach 30 Jahren weitgehend Konsens: Im lateinischen Europa sind mit dem Ende der römischen Mittelmeerwelt Kernelemente fast aller anderen Verwandtschaftssysteme

[5] Als Auslöser kann Jack Goody gelten mit seinem Buch: The development of the family and marriage in Europe. Cambridge 1983 (deutsch: Berlin 1986); für die weitere Diskussion vgl. mit Hinweisen zur weiteren Literatur: Jussen, Bernhard: Perspektiven der Verwandtschaftsforschung zwanzig Jahre nach Jack Goodys „Entwicklung von Ehe und Familie in Europa". In: Spieß, Karl-Heinz (Hg.): Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters. Ostfildern 2009, S. 275–324; Sabean, David Warren & Simon Teuscher: Kinship in Europe: A new Approach to Long Term Development. In: Dies. (Hgg.): Kinship in Europe: Approaches to Long-Term Development (1300–1900). New York 2007, S. 1–32.

Abb. 2: Karl der Große mit seinem Sohn Pippin und einem Schreiber in einer Rechtshandschrift, eine bildliche Darstellung ohne jeden Jenseitsbezug (Lupus von Ferrières, Liber Legum, Modena, Biblioteca Capitolare, Ord I.2, fol. 154^{v}-155^{r}, Ende 10. Jh.); Quelle: 799. Kunst und Kultur der Karolingerzeit Bd. 1, hg. von Christoph Stiegemann, Mainz 1999. S. 55.

verschwunden – insbesondere die starke Stellung der männlichen Ahnen. Die lateinische Kirche hat seit ihrer Etablierung als Großinstitution eine grundsätzlich verwandtschaftsfeindliche Politik betrieben. Alle Techniken, mit denen patriarchalische Gesellschaften ihre Funktionsfähigkeit aufrechterhalten, sind im lateinischen Europa seit dem 6. Jahrhundert binnen weniger Generationen verschwunden: Polygamie, Scheidung, Adoption, Konkubinat und Verwandtenehen – alles verschwunden zugunsten der Durchsetzung des lebenslangen Ehepaares. Probleme starker Verwandtschaftssysteme, die heute die Gesellschaften vieler Länder befassen (etwa „Ehrenmorde" und die Tötung neugeborener Mädchen), hat es im lateinischen Europa nicht gegeben.

All dies dürfte eigentlich zu allen Mediävisten und Mediävistinnen durchgedrungen sein. Doch auch hier: In den Hand- und Lehrbüchern ist von all dem – trotz 30 Jahren intensiver internationaler Diskussion – nichts angekommen (manche Spezialbücher zur Geschichte der Familie bieten die in den letzten

30 Jahren entwickelte Deutung, aber keine geschichtswissenschaftliche Synthese).[6] Dem Thema „Verwandtschaftssystem" ergeht es noch schlechter als dem Thema „Stadtkommune". Auch hier steht das alte Makromodell der Aufklärung im Weg, in deren Denklogik das sogenannte „Mittelalter" für den Clan zuständig ist, erst die sogenannte „Neuzeit" für die Kleinfamilie. Dagegen kommt auch die breiteste Forschung nicht an. Dabei würde gerade der Blick auf Ehe, Familie und Verwandtschaft besondere Erklärungskraft haben für die Genese der westlichen pluralistischen Zivilgesellschaften, ihrer Institutionen (hervorgebracht zur Substituierung der Verwandtschaftsleistungen) und ihrer normativen Ordnungen, ebenso wie für heutige Konflikte mit anderen – insbesondere religiösen – Kulturen.

Wer falsch spricht, denkt falsch

Um zu schließen: Das universalhistorische Epochenmodell steht im Zentrum der postkolonialen, postsäkularen, posteurozentrischen Kritik am sogenannten „westlichen Script". Gegenargumente sind weit und breit nicht zu vernehmen, dieses Paradigma gehört in die Wissenschaftsgeschichte. Am besten hören die historischen Wissenschaften fürs erste schon mal damit auf, mit Makrokonzepten zu sprechen, deren Dekonstruktion ihnen längst selbstverständlich ist. Schlechter kann man es nicht machen, als mit den Konzepten „Antike" – „Mittelalter" – „Neuzeit" weiterzuarbeiten. Wer darauf verzichtet und im Rahmen der inzwischen breiten postkolonialen, postsäkularen usw. Diskussionen in anderen Worten denkt (und damit: anderen Zäsuren), wird merken, wie tief die Implikationen des alten Paradigmas in den wissenschaftlichen Formulierungen sitzen. Die berühmte Formel des expressionistischen Dichters Rudolf Leonhard bringt auf den Punkt, woran die skizzierten Beispiele erinnert haben: „Wer falsch spricht, denkt falsch".[7]

---

6 Zwei beeindruckende Syntheseleistungen von Michael Mitterauer konnten die Diskussionslandschaft kaum ändern: Mitterauer, Michael: Geschichte der Familie. Mittelalter. In: Gestrich, Andreas, Krause, Jens-Uwe & Michael Mitterauer: Geschichte der Familie. Stuttgart 2003 (Europäische Kulturgeschichte Bd. 1), S. 160–236; Mitterauer, Michael: Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs. München 2003.

7 Leonhard, Rudolf: Wer falsch spricht, denkt falsch. In: Ders.: Ausgewählte Werke in Einzelausgaben. Hrsg. von der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin, Bd. 4: Der Weg und das Ziel. Berlin 1970, S. 330–337.

Diskussion zum Vortrag

Carola Lentz: Keine Frage, sondern ein Kommentar: Die Konsequenz von Ihrem Vortrag wäre doch eigentlich, dass Sie Ihre Lehrstuhldenominationen komplett ändern müssten.

Bernhard Jussen Das Festhalten an Denominationen ist in der Tat die strukturkonservative Abwehrstrategie. Man flaggt über Denominationen sogenannte „Eckprofessuren" aus mit der Konsequenz, dass neue Themen, wie z. B. die vergleichende Erforschung religiöser Kulturen, kaum in Professuren übertragen werden können. Die „Betonierung" der Denomination ist ein zentrales Problem.

Mitchell Ash: Vielen Dank für diese wunderbare Polemik. Drei Punkte möchte ich hinzufügen. Der erste ist eigentlich nur eine Ergänzung, der zweite unterstreicht die Frage von Carola Lentz und der dritte betrifft doch eine kritische Frage. Aber zunächst zum ersten Punkt. Sie könnten Ihre Polemik eigentlich noch allgemeiner formulieren, wenn Sie mit thematisieren wollen, wie schwierig es war und noch immer ist, die Geschichte der außereuropäischen Welt in diesen Kategorien zu fassen. Als Europäer mit dieser Geschichte anfingen, taten sie sich schon im 19. Jahrhundert sehr schwer, aber fanden sie neue Makrokategorien? Nein, haben sie nicht, sie taten sich einfach 100 Jahre schwer. Ich wollte das nur ergänzen, denn es geht in diesem Zusammenhang nicht nur um die Geschichte Europas. Zweitens, was den Strukturkonservatismus betrifft, kann ich mit einem eigenen Beispiel aus Wien aufwarten. Wir hatten um 2000 bis 2002 für das damalige Diplomstudium der Geschichte ein neues Curriculum entwickelt, in dessen Rahmen mit der Vorherrschaft der Zeitkategorien gebrochen wurde und stattdessen alle drei Zugänge zum historischen Wissen – Zeit, Raum und Thema – gleichrangig behandelt wurden. Es gab Fächer wie Frauen- und Geschlechtergeschichte, das ist eben eine thematische Kategorie, nicht zeitlich gebunden. Nur als Beispiel: Die österreichische Geschichte kann man in Zeitkategorien aufbrechen, muss man aber nicht. Es ist eigentlich eine räumliche Kategorie. Das hielt ein paar Jahre. Dann kam Bologna und es mussten neue Bachelor-Curricula entwickelt werden und die Epochenverteidiger revanchierten sich. Die vier Epochen – Alte Geschichte, Geschichte des Mittelalters, Geschichte der Neuzeit und Zeit- und Gegenwartsgeschichte – wurden wieder eingeführt

und neben der einzigen räumlichen Kategorie „Österreichische Geschichte" gibt es nun die vier Pflichtfächer wieder wie eh und je. So kann es kommen. Man hat es also versucht. Das eigentlich Richtige wäre ein kompletter Bruch mit der Dominanz der Zeitkategorien überhaupt gewesen. Und daraus ergibt sich der dritte Punkt, der eigentlich in eine kritische Frage mündet. Die Annales-Schule wird in diesem Raum bekannt sein. Nur kurz für jene, die sie vielleicht nicht kennen: Bereits in den 1920er Jahren in Paris entstanden, unternahm sie den Versuch, mit diesen Zeitkategorien zu brechen, mit dem Verweis darauf, dass längerfristige Entwicklungen – z. B. in der Demographie, aber auch in der Wirtschaftsgeschichte – mit diesen Zeitkategorien eigentlich nicht zu handhaben sind. Das ist also lange her. Was ist da los mit der Annales-Schule?

Bernhard Jussen: Vielen Dank! Zunächst einmal: Polemisch klingt mein Text vielleicht, wenn man derartige Themen in 15 Minuten abhandelt und dabei alles weglassen muss, was moduliert. Ihr Hinweis auf die Übertragung eines für Europa gedachten historischen Modells auf alle anderen Teile der Welt – persisches, indisches usw. Mittelalter – ist ein zentraler Ansatz der postkolonialen Kritik. Insofern ist Ihre Ergänzung eine notwendige Elaborierung meines Holzschnitts. Kritik an dem makrohistorischen Langzeitmodell der Aufklärer gibt es schon sehr lange. Sie kam bisher aber aus dem Inneren des Systems, also von Lateineuropäern. Das Neue ist jetzt, dass die Kritik von außen kommt. Es gab eine ganze Reihe von Versuchen, das Makromodell zu verändern: Die *Annales*-Schule etwa, besonders Jacques Le Goff, hat versucht, ein „langes Mittelalter" durchzusetzen (bis 1800), das zeitlich zusammenfällt mit dem, was wir „Vormoderne" nennen. Aus meiner Sicht war dieser Versuch immer inkonsequent. Die Autoren in der Zeit des Kalten Krieges haben das Modell kritisiert, aber mit den gleichen Bezeichnungen weiter gearbeitet. Das „Mittelalter" gab es weiter, es wurde nur etwas länger (Le Goff) oder manchmal kürzer (Blickle). Konzeptwörter lassen sich nicht einfach umkonzeptualisieren. Diese Art von Kritik schrumpfte in der Rezeption schnell zur Vorwortprosa. Natürlich gibt es auch ganz andere Beharrungsgründe, z. B. die feste Institutionalisierung des bisherigen Modells in Verlagen, Bibliotheken, Studienordnungen oder schulischen Lehrplänen. Diese Institutionalisierung auch jenseits der wissenschaftlichen Diskussion macht es besonders schwierig, das Epochenmodell zu entsorgen. Die Karawane konnte, das zeigt Ihr Beispiel aus Wien, einfach weiterziehen. Jetzt aber, so scheint mir, ist die Karawane nicht mehr hier in Europa, sondern auf der anderen Seite des Atlantiks an der Ost- oder

Westküste. In Europa konnte man Kritik nur so lange aussitzen, wie Europa das Produktivitätszentrum war. Jetzt muss man die internationalen Debatten, die immer stärker anglophon werden, als die Karawane ansehen, an der man sich zu orientieren hat. So ist damit zu rechnen, dass der postkoloniale Schub sich auch in Europa in den Makronarrativen deutlicher bemerkbar machen wird und vielleicht auch die eine oder andere „Eckprofessur" in die Bredouille bringt.

Christoph Markschies: Mir hat sehr gefallen, wie frech sie waren und ich hoffe, dass Sie mir nach dieser Einleitung verzeihen, wenn ich nun auch frech mit Ihnen umgehe, obwohl ich natürlich weiß, dass man in 15 Minuten zuspitzen muss. Mein Haupteinwand: Ich finde, dass Sie trotz Ihres Sprengstoffattentats auf das Epochenschema als makrohistorisches Deutungsmodell diesem Schema überraschend stark verpflichtet geblieben sind, geradezu fixiert auf dieses Modell, Wissen zu strukturieren, geblieben sind. Dafür *zwei Argumente*.

Zum einen: Die von Ihnen angeführte kritische Attitüde gegenüber dem Schema nach dem Motto „Siehe, ich mache alles neu" (oder „Jetzt ist alles ganz anders" oder „Jetzt haben wir eine große Zäsur") hat nun wirklich nur wenig mit der Annales-Schule zu tun. Sie gehört, um es meinerseits zugespitzt zu formulieren, zum Inventar kritischer Geschichtswissenschaft zu allen Zeiten. Ein einziges Beispiel für viele: Karl Heussi, ein Jenaer Kirchenhistoriker, den heutigentags wirklich nur Theologen kennen, weil sie jahrzehntelang nach dessen kirchengeschichtlichem Kompendium auf das Examen gelehrt haben[8], hat mit ziemlichem Erfolg aus dem kirchenhistorischen Epochenschema für eine ganze Weile das Mittelalter eliminiert. Erfolg meint: Er hat das Mittelalter eliminiert sogar in der Struktur der kirchengeschichtlichen Zyklus-Vorlesungen an vielen Orten, die in diesem Fach vor rund hundert Jahren gern wie in der allgemeinen Geschichte nach dem vertrauten Dreischritt „Antike – Mittelalter – Neuzeit" oder dem charakteristischen Vierschritt unter Einschluss einer „Reformationszeit" gegliedert waren. Als ich 1994 als sein zweiter Nachfolger nach Jena kam, da war Heussi schon lange lange tot (gestorben 1961). Es wurde aber immer noch kein Mittelalter in der Zyklusvorle-

---

8 Heussi, Karl: Kompendium der Kirchengeschichte. Tübingen ^{16}1981; Pältz, Eberhard: Geschichte als Selbstorientierung in der Zeit. Zum Vermächtnis Karl Heussis (1877–1961). In: Mosaiksteine. Zweiundzwanzig Beiträge zur thüringischen Kirchengeschichte. Thüringer Kirchliche Studien IV. Berlin 1981, S. 19–43.

sung gelesen, sondern es gab eine völlig neue Periodisierung („Die Kirche in der Zeit des katholisch-germanischen Landeskirchentums [c. 500 bis c. 900]" bzw. „Aufstieg und Höhe der Papstkirche [c. 900 bis c. 1300]")[9]. In einem solchen makrohistorischen Deutungsmodell steckt ja schon rein begrifflich kein universalgeschichtlicher, kein globalgeschichtlicher Anspruch. Nicht mal wirklich ein eurozentristischer. Es geht Heussi lediglich um die Germanen. Sie merken, lieber Herr Jussen, was ich gerade versuche: Ich problematisiere Ihre radikale wie freche Problematisierung des angeblich hierzulande über die längste Zeit allgemein verbreiteten universalhistorischen Modells „Altertum – Mittelalter – Neuzeit". Brauchen wir denn überhaupt solche Epochenschemata und Periodisierungsversuche? Natürlich, es gibt eine schöne Passage bei Kierkegaard über den sogenannten Häufelschluss, wonach es ein Stück weit arbiträr und kommunikative Konvention ist, ab wie vielen Bäumen wir nicht mehr von einer Baumgruppe, sondern von einem Wald reden[10]. Aber man sollte nicht vollkommen in Frage stellen, dass die Menge von Neuheit irgendwann rechtfertigt, für eine bestimmte geografische Größe, soziale Struktur oder politische Institution von einer Epoche bzw. Periode zu sprechen (auf die notwendige Differenzierung zwischen den beiden Begriffen kann ich jetzt natürlich nicht eingehen). Mit anderen Worten: Irgendwann sprechen wir sinnvollerweise von Wald, beispielsweise vom Grunewald, und nicht mehr von einer riesigen Baumgruppe im Berliner Südwesten. Mit diesem Zusammenhang notwendiger Begriffsbildung kann man so umgehen, dass man sich um sachgerechte Gliederung der beständigen fließenden Zeit bemüht und insofern um artifiziellen Stillstand gelebten Lebens, der aber aus Beobachtungszwecken sinnvoll sein kann – und diese Notwendigkeit bestreiten Sie ja auch gar nicht, sondern räumen Sie explizit ein. Entsprechend hat es zwar schon immer das intellektuell amüsante Sprengstoffattentat auf Grundlagen und Details solcher Gliederungsversuche gegeben, aber eben auch die intellektuell mindestens ebenso aufregende Rechtfertigung bestimmter Gliederungen unter dem Leitmotiv: „Jetzt haben wir eine Zäsur und es ist ein Schluss mit …". Eurozentrismus ist doch kein ausschließliches Problem makrohistorischer Deutungsmodelle, vielmehr sind diese Deutungsmodelle so eurozentristisch wie die ganze Geschichtsschreibung. Je großräumiger der Be-

---

9 Heussi, Karl: Altertum, Mittelalter und Neuzeit in der Kirchengeschichte. Ein Beitrag zum Problem der historischen *Periodisierung*. Tübingen 1921.

10 Kierkegaard, Sören: Philosophische Brocken. De omnibus dubitandum est. Sören Kierkegaard Gesammelte Werke 10. Abteilung, übers. v. Emanuel Hirsch, Gütersloh [2]1985, 41 und 177.

zugsrahmen der Gliederung ist, desto flächiger und unpräziser muss sie ausfallen. Das zeigt doch schon die Rede von einer „Achsen-" oder „Sattelzeit" im letzten Jahrhundert.

Und nur noch eine knappe Petitesse zum Abschluss meines ersten Argumentes: Unter uns sitzt Dieter Simon. Es erschien in unserer Akademie einmal unter der Präsidentschaft Simon mit dem Herausgeber Simon ein gleichfalls ziemlich frecher Band, in dem auch die Probleme historischer Epochen verhandelt sind, höchst kritisch selbstverständlich gegenüber diesem Wissen strukturierendem Prinzip[11]. Mindestens viele Historiker, die in diesem Hause verkehren, haben sich selbst auf eine solche kritische Geschichtswissenschaft verpflichtet und arbeiten auch längst so, sozusagen gleichzeitig epochendistant und epochenaffin, je nach Kontext.

Zum anderen: Das zweite Argument, das meines Erachtens zeigt, wie sehr Sie trotz aller kritischen Zugriffsweise diesem Epochenschema verpflichtet geblieben sind (natürlich auch aus Gründen rhetorischer Konzentration), ist Ihre Verwendung dieses Schemas als *Generalerklärung* für vielerlei historiographische und sonstige aktuelle Maläsen. Aber in Wahrheit ist es doch beispielsweise nicht nur das Epochenschema, was zu den von Ihnen gegeißelten Beharrungskräften in den Handbüchern führt. Wenn wir fragen, warum die Stadtrepublik in solchen Werken nicht ausführlich vorkommt, ist doch weniger das Epochenschema und seine Abstraktion von „Mittelalter" für das Problem verantwortlich als vielmehr das Genre „Handbuch". Es sind viel eher die Interessen der Verlage an kompendiösen Darstellungen ohne viel Differenzierungen, es sind die Prüfungsordnungen mit ihrem Interesse an der „Studierbarkeit". Ob man wirklich jenes uralte Schema „Altertum, Mittelalter, Neuzeit" so energisch aufbauen soll als das große Gespenst, das im Hintergrund steht und für nahezu alles verantwortlich ist, was uns immer schon mehr oder weniger stark geärgert hat: die Prüfungsordnungen im Studium unter Vorzeichen der Bologna-Reform, die Tatsache, dass die meisten Handbücher von eher unoriginellen Kollegen geschrieben werden und wir in der Vorlesung immer gegen solche Handbücher polemisieren müssen, damit wir im Examen nicht solches Handbuchwissen präsentiert bekommen? Ich würde doch gern feststellen, dass das Epochenschema m. E. nicht zur Generalerklärung aller solcher Probleme

[11] Darin: Markschies, Christoph: Wissen in der Zeit – Drei kurze Erwägungen zu Fortschritten, Rückschritten und Stagnationen in der Wissenschaft. In: Zeithorizonte in der Wissenschaft, hrsg. v. Dieter Simon, Berlin/New York 2004, S. 59–74.

taugt. Sein faktischer Einfluss auf unsere historiographische Arbeit ist, glaube ich, deutlich geringer. Und der allerletzte Satz: Das entscheidende Problem für Lehre wie Forschung ist natürlich das Zeit- und Platzproblem, das zu klugen Reduktionen geradezu zwingt: Das Sommersemester ist in aller Regel nach dreizehn und das Wintersemester nach sechzehn Wochen zu Ende, *definitiv* zu Ende. Und ich muss bis zu einem gewissen Grade, wie das Mitchell Ash ja auch gesagt hat, mindestens für meine eigene Fakultät, mein Institut, einen Konsens über die Zäsur nach dreizehn oder sechzehn Stunden herstellen, Gründe für diese Zäsur konsensuell formulieren, damit für Prüfungen auch andere als meine eigenen Vorlesungen gehört und andere als meine Lehrbücher gelesen werden können. Sehr pointiert: Eine kluge Periodisierung ist ein Zeichen studierendenfreundlicher Nüchternheit und des Willens, den abundanten Stoff beherrschbar zu halten, nicht a priori Zeichen abendländischer Borniertheit, die die globale Welt noch nicht zur Kenntnis genommen hat. Ich würde gern daran festhalten, dass es durchaus sinnvoll sein kann, das traditionelle Schema eines Umbruchs zwischen Altertum und Mittelalter anzuwenden, wenn ich die Geschichte der Stadt Aleppo vom sechsten bis zum zwölften Jahrhundert schreiben möchte.

Bernhard Jussen: Wenn man ein bisschen mehr Zeit hätte, würde man natürlich zunächst all die Leute aufzählen, die sich schon lange distanziert haben. Dann kämen zu Heussi noch Karl Ferdinand Werner, Oexle, Le Goff und manch andere seinerzeit weithin anerkannte Autorität. Und neben diesen, die sich an dem Problem abgearbeitet haben, könnte man noch eine Schar von Vorwortprosa-Kritikern aufzählen, um zu zeigen, wie viele Leute schon Abstand vom universalhistorischen Makromodell genommen haben oder zumindest Kritik im Vorwort für opportun hielten. In meinen Augen ist der Verweis auf die Werke einzelner Personen keine zielführende Argumentation. Wenn zum Beispiel jemand behauptet, Historiker interessierten sich nicht genug für bildliche Diskurse, dann kommt garantiert jemand und verweist zur Widerlegung auf einige prominente Individuen – auf Percy Ernst Schramm etwa. Natürlich hat es Schramm gegeben. Aber das Argument muss den Sprung von diesen wenigen Individuen auf die Strukturen schaffen. Karl Ferdinand Werner hat in den 1970er Jahren einen furiosen Artikel gegen das historische Makromodell geschrieben. Die Frage ist, weshalb er so wenig Effekt hatte.
Ihr zweites Argument muss unbedingt ausentwickelt werden. Wir haben es nicht nur mit Autoren und Autorinnen als Akteuren zu tun, sondern auch mit

den Apparaten als Akteuren. Gegen deren Stärke kommen die individuellen Akteure nicht an. Schließlich, dass Handbücher nur von niedrig fliegenden Kollegen und Kolleginnen geschrieben werden, kann man wirklich nicht behaupten.

Christoph Markschies: „Nur" habe ich nicht gesagt, ich sprach zugegeben etwas frech von den „meisten". Ich habe selber Handbücher geschrieben und Beiträge zu solchen und wollte mich nicht implizit oder gar explizit der Unoriginalität zeihen.

Bernhard Jussen: Also, ich nenne mal noch ein Beispiel und dann muss ich, glaube ich, zum Schluss kommen. Das Beispiel ist Johannes Fried. Er hat 2008 ein 500-Seiten-Buch geschrieben, in dem er versucht hat, die Aufklärung darzustellen. Nur datiert er die Aufklärung zwischen 500 und 1500. Das Buch sollte „Das Licht der Vernunft" heißen, und Fried hat auf 500 Seiten gegen die Implikationen des Epochen-Modells argumentiert. Aber dann kam der Verlag und hat „Das Mittelalter" auf das Buch geschrieben und alles war hin. Zugleich muss man anfügen, dass auch Fried selbst nicht konsequent war. Einerseits erklärte er, wie aufgeklärt und neugierig die Zeitgenossen waren, nannte zugleich aber diese Zeitgenossen „mittelalterlich", was ihm den Teppich unter den Füßen wegzieht. Ich glaube, dass man einerseits widerständig sein muss gegen die Verlage, andererseits aber auch selbst konsequent auf Konzepte verzichten muss, die sich nicht neu deuten lassen.